



Antonia Zennaro:
„Meistens saß ich einfach nur da,
hörte zu und trank mit.“

Endstation Sehnsucht

Die Hamburger Reeperbahn ist nicht mehr das, was sie einmal war. Die Südtiroler Fotografin Antonia Zennaro hat den Rest der „sündigen Meile“ mit ihrer Kamera festgehalten. Ungeschminkt. Ehrlich.

Das Hotel Larvor gibt es nicht mehr. Hamburgs ältestes Bordell musste vor vier Jahren schließen – nach 60 Jahren. Weil mit Sex heute kaum noch Gewinn zu machen ist.

Oder das Hotel Hongkong. Es ist der Rest vom Hamburger Chinesenviertel, eine Pension für verarmte Kiezleute und Stammkneipe für Kicker und Kartenspieler.

Und dann wäre da noch das Safari. Das letzte Etablissement, das für die einstmalige große Sextheater-Tradition auf der Großen Freiheit steht. Ein Relikt der goldenen Sechziger- und Siebzigerjahre. Viel vom ehemaligen Charme ist nicht übrig geblieben.

Die Liste ist lang. Langsam, aber unaufhaltsam verschwinden diese legendären Orte mit ihren Menschen, die dort arbeiten und leben. Auf der Reeperbahn wird heute das größte Geld nicht mehr mit Sex gemacht, sondern mit neomodischen Wohnungen, noblen Hotels und edlen Büros. Die guten Zeiten der roten Höhlen sind vorbei, lange schon. Und, was bleibt?

Ortswechsel. über tausend Kilometer südlich von Hamburg. Wir sitzen vor einem Bozner Lokal bei einem Glas Weißwein zusammen, über eine Stunde ist schon um. Antonia Zennaro blättert durch ihr vor Kurzem erschienen Buch „Reeperbahn“. Unsere Unterhaltung läuft auf zwei Ebenen, die eine ist das übliche Frage-Antwort-Spiel, die andere sind die Fotos im Buch, die wir uns gemeinsam ansehen, als wäre es so leichter, die harte Realität mit den Schattenseiten ihrer Gesellschaft zu verstehen.

Da ist das gänzlich in Rot getauchte Bild, ein Tuch mit rot-weißer-Spiralantischdecke, an der Wand das gemalte Porträt ei-

ner nackten jungen Frau. Hotel Luxor. Es war einmal. Es ist das erste Foto überhaupt, das die 33-jährige Fotografin für ihr Projekt gemacht hat. Oder da, das Bild mit der vergilbten Tapete, die von der Wand bröckelt. Und dann hier, die vielen Gesichter, in die sich die Spuren des Lebens tief eingegraben haben. Spuren der dunklen Seite des Lebens. Vier Jahre lang hat Zennaro diese Orte und Menschen mit ihrer Kamera besucht. Sie hat sich an den Tresen gesetzt, saß einfach nur da, hörte zu, trank viele Tassen Kaffee und noch mehr Gläser Korn mit. Es gab viel Einsamkeit, viel Stille. „Einfach war es nie“, sagt Zennaro. „Weil die Welt nicht einfach ist.“

Zennaros Erzählungen sind in einfache, klare Wahrheiten gegossen. Vergessen findet sie ganz einfach „blöd“. Trotzdem seien sie Teil des Lebens, und als solche nicht immer etwas Schlechtes. „Deshalb war es mir wichtig, diese Veränderungen festzuhalten, bevor alles weg ist.“ Alles, was die Reeperbahn einmal war und zu dem gemacht hat, was sie ist: Europas berühmtestes Vergnügungsviertel, eines der bekanntesten Rotlichtbezirke der Welt. Zigttausende von Menschen streifen jede Nacht durch die sündige Meile. Die Seeleute, die die Straße einst prägten, sind längst verschwunden.

Höchste Zeit, mit jener Südtiroler Fotografin zu reden, die Zutritt zu dieser fremden, sich ständig wandelnden Welt erhalten hat. Und sie nach den Geschichten hinter den Gesichtern und Mauern zu fragen. Die junge Fotografin bezeichnet ihre Arbeit als Prozess, es war wichtig für sie, dieses viele Jahre andauernde Projekt abzuschließen. Es sei noch lange nicht ihr „Meisterstück“, aber ein wichtiger Moment in ihrem Leben. Jedes



Yvonne (oben li.) tanzt seit zehn Jahren im Safari. Udo (rechts) arbeitete über 30 Jahre als Schiffszimmermann, er hat nur noch eine Hand.



Knut (unten li.) fuhr lange als Schiffskeelner zur See. Tänzerin (unten re.) im Safari, dem letzten Erotik-Cabaret Deutschlands.





Barbara (oben): Die 71-Jährige fing mit 20 an, auf der Reeperbahn zu arbeiten. „Die Vergangenheit holt einen immer ein.“

Plastikblumen welken nicht: Viele Kiezleute haben nie darüber nachgedacht, dass sie einmal alt werden.



Mal, wenn sie aufhören wollte, biss sie die Zähne zusammen und machte weiter. Sog weiter den kalten Zigarettenqualm auf, atmete den niedrigen Gestank ein, gewöhnte ihren Blick an das schummrige Licht und hörte sich die Geschichten der Seeleute, Huren und Zuhälter an. Manchmal dauerte es Monate, bis sie ein Foto schießen durfte. Hatte sie einmal einen solchen Moment verpasst, konnte sie das selten wieder wettmachen.

Manchmal, erzählt sie, fühlte sie sich mehr als Sozialarbeiterin und weniger als Fotografin. Sie war das Bindeglied zwischen den vielen unterschiedlichen Personen, die schönen Geschichten waren immer schnell erzählt. „Das Fotografieren fiel mir oft schwer“, sagt Zennaro. „Meine Fotos beschönigen wenig, und gefielen deshalb selten.“ Immer wieder fragte sie sich: „Darf ich das?“

Was hat eine Pusterer Fotografin auf die Reeperbahn verschlagen? Die Frage nach Zennaros Wegleang bringt zahlreiche Umwege mit sich. Antonia Zennaro lehnt sich zurück, nimmt einen Schluck Wein und beginnt. Sie ist in Hamburg geboren und in Vintl im Pustertal aufgewachsen, dort sprach sie bis zur Mittelschule nur Hochdeutsch, das verliert ihr etwas Exotisches. Heute beherrscht sie den lokalen Dialekt schon längst perfekt, so wie fünf weitere Sprachen. Zurzeit lernt sie Sprache Nummer sechs: Arabisch.

Antonia Zennaro hat immer das Andere gesucht, in ihrer Oberschulzeit hat sie eine Mädchen-Band gegründet, die erste im Land, sie selbst saß am Schlagzeug. Sie begnügt sich nicht mit der Oberfläche. „Alles, was in der Tiefe oder im Hintergrund schlummert, zieht mich magisch an“, sagt sie. Sie muss die Dinge erspüren, sie fühlen, um sie zu verstehen. Sie ist nicht exotisch, sie gönnt sich nur die Freiheit, der eigentümlichen Macht von Geschichten nachzuspüren. Egal, wo auf der Welt. Als freischaffende Fotografin und Fotojournalistin arbeitet sie für die Agentur Zeitempiegel. Sie war in Griechenland, Ungarn, Afghanistan, Südamerika und Libyen unterwegs, ihre Fotoreportagen sind unter anderem in der *Zeit*, im *Stern*, der *Sonnzeit* und der *Frankfurter Rundschau* erschienen.

In Barcelona lernte sie erstmals die Fotografie kennen. Sie hatte bis dahin schon viel ausprobiert, die Musik, das Theater. Doch allein die Fotografie schaffte es, sie zu Disziplin und Kontinuität zu motivieren. Also ging sie nach Rom, am „Istituto Superiore di Fotografia“ zu studieren, später machte sie noch einen Master im Fotojournalismus an der „Danish school of Journalism“ in Dänemark. Mag es auch pathetisch klingen: „Ich muss das Leben spüren“, sagt Zennaro. „Das geht am besten durch die Fotografie. Im Fotografieren erkennt man sich selbst.“

Wohl auch deshalb trieb es sie immer wieder auf den Kiez zu Barbara, Marietta, Lisa, Paul, Udo, Ernie, Max, Knut, Günnie, Pierre, Cora und all die anderen Gestrandeten im Hotel Hong-Kong oder im Safari. „Sie haben nie an das Morgen gedacht“, sagt Zennaro. „Die meisten haben nie darüber nachge-

„Alles, was in der Tiefe oder im Hintergrund schlummert, zieht mich magisch an.“

Antonia Zennaro

dacht, dass sie einmal alt werden.“ Das Geld gab es jeden Tag bar auf die Hand, sie haben getanzt, gesoffen und gesungen. Doch der Jugend kam irgendwann das Alter – und die Einsamkeit.

Es gibt Menschen, die man nie vergisst – obwohl man sie nie getroffen und kennengelernt hat. Die Porträts von Antonia Zennaro zeigen solche Menschen. Sie ist eine der wenigen Fotografen nach Anders Petersen, die es geschafft haben, festzuhalten, was sie hinter den Kiezmauern sahen. Der schwedische Fotograf hatte Anfang der Siebzigerjahre in der Hamburger Kneipe „Lehmitz“ nahe der Reeperbahn fotografiert, zwei Jahre lang. Und so wenig entlarvend und voyeuristisch dessen Blick durch die Kamera damals war, so wenig ist es auch Zennaros Blick vierzig Jahre später. „Mir ging es nie um den Sex“, sagt die Fotografin. „Es geht um die Würde dieser Menschen.“

Ihre Bilder sind intensiv und ehrlich, sie offenbaren tiefe Menschlichkeit. Sie schmecken nach Schnucht, verlebten Leben und abgestandenem Zigarettenrauch. Da war einmal so viel Stolz, so viel Freiheit – das pralle Leben, der Nabel der Welt. „Die schönen Geschichten waren immer schnell erzählt“, sagt Antonia Zennaro. „Die traurigen liegen in der Stille dieser oft tief schwarzen Seelen.“ Erst nach ein paar Jahren wagte sie es, bei Hoddl, Lisa, Max oder Ernie zu Hause zu klingeln. Es war nicht oft. „In den eigenen vier Wänden kann man sich vor der Realität nicht mehr schützen“, sagt die Fotografin. Es ist meist die letzte Anlaufstelle im Leben.

Fast nichts bleibt übrig. Antonia Zennaro hat mit dieser Veränderung abgeschlossen, wenn sich Hamburg und St. Pauli jetzt weiter wandeln und verändern werden, dann sei das in Ordnung. Die Begegnungen haben sie geprägt, ab und zu fühlte sie sich dort sogar ein bisschen zu Hause. Im Gegensatz zu dieser grauen Stadt, in Hamburg fühle sie sich immer eingeeignet, es werde ihr nie warm. Vielleicht geht sie auch deshalb jetzt bald wieder weg von dort. Nach Kolumbien, ein halbes Jahr. Dann nach Nordafrika. „Keine Ahnung, wohin mich mein Leben führt. Jeder macht sein Leben, wie er es am besten kann.“

Eine pochende innere Unruhe treibt die Fotografin an. Sie sei kein einfacher Mensch, sagt sie. Das Reisen, das Fotografieren heile sie. Immer wieder kommt sie nach Hause, nach Südtirol zurück. „Ich bin und bleibe ein neugieriges Bergkind“, sagt sie. Eine Überlebenskünstlerin. „Ich muss das Leben spüren. Ich will aber auch gefühlt werden – durch meine Fotos.“ Die Erkenntnisse und Einsichten der 33-Jährigen sind so schlicht und so klar, wie ein Satz von Barbara, jener 71-Jährigen Kiezbewohnerin, der Zennaro ein bisschen das Leben gerettet hat – und sie das ihrige: „Plastikblumen welken nicht.“

Alexandra Aschbacher



Pierre (oben): Früher stand er selbst auf der Bühne. Heute arbeitet er im Safari hinter den Kulissen.

Im Safari (unten): Hier werden die Honorare hart verdient; der Satz ist 70 Euro pro Abend.

